

Nummer war mir unbekannt und ich nahm ab. Es war meine Schwester. Ich sage »meine Schwester«, obwohl sie in Wahrheit meine Halbschwester ist, auch wenn mir nie wirklich bewusst war, dass ich eine Halbschwester hatte. Sie ist sieben oder acht Jahre jünger als ich; infolge meiner Adoption durch den Stiefvater tragen wir nicht denselben Nachnamen, und wir sind uns wohl nur ein halbes Dutzend Mal in unserem ganzen Leben über den Weg gelaufen. Ich habe indes eines Tages begriffen, dass sie mir den heroischen und mystifizierenden Mantel des großen, fernen Bruders umgehängt hatte, ein imaginäres Prunkgewand, das aus mir ihren Bruder machte, ohne dass es meinerseits irgendetwas gegeben hätte, das aus ihr meine Schwester machte. Aber ich hatte es aufgegeben, ihr diese grundlegende und enttäuschende

psychologische Wirklichkeit nahezubringen.
Wir hatten einander seit mehreren Jahren nicht mehr gesprochen.

– Unser Vater ist tot, hat sie mir gesagt.

Ich habe, unfähig zu antworten, durch die Scheibe geschaut, während die provenzalische Autobahnlandschaft an mir vorbeizog.

Wir beide teilten so etwas wie die Abwesenheit eines Vaters, da ich ihn nie wirklich gekannt und sie das väterliche Domizil mit ungefähr fünfzehn verlassen hatte, um sich zu ihrer Mutter zu flüchten, und sie ihn in der Folge nur selten wiedergesehen hatte. Diese Leerstelle, der fehlende Vater in unser beider Leben, war im Übrigen der einzige konkrete Gegenstand unserer sehr seltenen Gespräche. Im Unterschied zu mir, der ich mich schließlich mit dieser Abwesenheit abgefunden hatte, war sie,

die ihre Kindheit mit ihm verbracht hatte, dazu nicht in der Lage und litt darunter. An jenem Morgen hatte sie wirklich unseren abwesenden Vater verloren.

– Unser Vater ist tot, hat sie wiederholt.

– Ah? Er ist tot? Seit wann denn?

Ich spürte die Stille, die sich im Auto eingestellt hatte. Das ist häufig die Wirkung des Wortes »tot«.

Sie erklärte mir kurz, er sei wegen Atembeschwerden ins Krankenhaus gekommen, die Lage habe sich dort verschlimmert, und in der Nacht sei er von einer Lungenembolie hinweggerafft worden.

Ich erkundigte mich nach den praktischen Details, nach Tag und Ort der Beerdigung. Ich habe kurz daran gedacht, ihr mein Beileid auszudrücken, aber das wäre nicht sehr elegant

gewesen. Ich habe noch eine lange Minute Trauer vorgetäuscht, dann aufgelegt. Jean-Pierre Verheggen schaute mich besorgt an.

Zu seiner Beruhigung sagte ich lächelnd:
»Nichts Schlimmes. Mein Vater ist gestorben.«

Jean-Pierre hat gelacht, und da wusste ich, dass ich ein Monster war.

*

* *

Ich habe vom Tod meines Stiefvaters während des PEN-Festivals in New York erfahren, durch einen Anruf des Krankenhauses Bichat. Ich war in die Vereinigten Staaten geflogen, als er bereits seit einer Woche auf der Intensivstation lag. Es bestand aber keinerlei Lebensgefahr, und in Paris

zu bleiben, um einen Mann zu besuchen, der im künstlichen Koma gehalten wurde und meiner Mutter Beistand vorzuspielen, schien mir nicht zwingend erforderlich.

Ich rief einmal täglich an, ich verstand, dass Guys Zustand sich nach und nach verschlechterte, dass die Antibiotika sich mit den Entzündungshemmern in einem eher ineffizienten und auf die Dauer tödlichen Wechselspiel befanden. Ich habe vorgezogen, nicht dort zu sein. Betroffenheit zu simulieren wäre noch schändlicher gewesen, als meine Gleichgültigkeit durchscheinen zu lassen, und das gegenüber einem Krankenhauspersonal, das schon alles gesehen hat und sich nichts mehr vormachen lässt.

Ich habe meinen Stiefvater nie geliebt, und ich kann mir nicht vorstellen, dass dieser Mangel